

dringen und den Sinnunterschieden von einer zur anderen bedachtsam nachzugehen.

„Der Großvater war ein wahrhaftiger Philologe“, sagt der Enkel aus, „ein das ‚Wort Liebender‘, aber die Liebe der Großmutter zum echten Wort wirkte noch stärker auf mich als die seine: weil diese Liebe so unmittelbar und so fromm war“ (S. 8).

In der Schule, dem Franz-Josef-Gymnasium — Galizien ist damals österreichisch — war die Unterrichts- und Umgangssprache das Polnische, die Schüler waren meist Polen mit einer kleinen jüdischen Minderheit. Es war kein Judenhaß spürbar, aber die äußere Teilnahme der jüdischen Schüler am christlichen Morgengebet, „das pflichtmäßige tägliche Stehen im tönenden Raum der Fremdandacht“ wirkte auf den tiefempfindenden Knaben „schlimmer, als ein Akt der Unduldsamkeit hätte wirken können“.

Die ersten Studiensemester verbrachte Buber in Wien und Leipzig. In Wien war es das Burgtheater, das auf den jungen Studenten den stärksten Einfluß ausübte — die Welt der gesprochenen Sprache, — in Leipzig war es die Musik Bachs.

In dem Kapitel über eine Begegnung des Studenten mit Herzl, 1902 auf dem 6. Zionistenkongreß in Basel, gibt es einen Abschnitt über das Lächeln der Anwesenden, wobei das Lächeln der Mutter Herzls als das schönste erscheint, „ein Lächeln“, sagt Buber, „wie ich es nur an den Jüdinnen jenes Geschlechts wahrgenommen habe — das Geheimnis dieses Lächelns ist verschollen“ (S. 25). Wie schade!

In dem Bukowinastädtchen Sadagora, nicht weit von dem väterlichen Landgut, war eine Dynastie von chassidischen Zaddiks zuhause. Dort ging schon dem Kind auf, später noch deutlicher dem jungen Gelehrten, der sich in die chassidische Lehre vertieft hatte, was es um den Zaddik ist, den vollkommenen Menschen, den Helfer und Lehrer, den „Führer zu den göttlichen Funken“.

Als Nachhall zu einem Gespräch mit einem christlichen Gesinnungsfreund überkommt Buber im Mai 1914 in Berlin die Erkenntnis: „Wenn an Gott glauben bedeutet, von ihm in der dritten Person reden zu können, glaube ich nicht an Gott. Wenn an ihn glauben bedeutet, zu ihm reden zu können, glaube ich an Gott“ (S. 35). Einem Theologen, dem als Prediger oder Lehrer aufgetragen ist, von Gott zu reden, mag bei diesem Satz unbehaglich werden. Aber man darf ihn wohl getrost in die Sprache des christgläubigen Isaak von Antiochien übersetzen, der sagt: „Ich will von Dir reden, o Gott, doch nicht als ein Grübler, sondern als ein Anbeter, o Herr.“

Von den Gesprächen über Dinge der Religion, die in den „autobiografischen Fragmenten“ festgehalten sind, darf das Morgengespräch in der Studierstube eines Philosophen besonders herausgestellt werden. Der Gesprächspartner und Gastfreund, ein „edler alter Denker“, hatte sich mit Leidenschaft dagegen gewehrt, „das Höchste Gott“ zu nennen, weil dieses Wort durch die Ungerechtigkeit, die es so oft decken mußte, wie kein anderes geschändet sei. Bubers Verteidigung des Wortes „in der fließenden Helle des Frühmorgens“ wäre es wert, daß man sie auswendig lernte. Es ist nicht nur die schönste Seite des Buches, sondern eines der ergreifendsten Gottesbekenntnisse, das es in deutscher Sprache gibt. Auch der alte Gelehrte, der es durch seinen Widerspruch hervorgerufen hatte, muß davon bewegt und überwältigt worden sein. „Er stand auf“, erzählt Buber, „kam auf mich zu, legte mir die Hand auf die Schulter und sprach: ‚Wir wollen uns du sagen!‘ Das Gespräch war vollendet. Denn wo zwei wahrhaft beisammen sind, sind sie es im Namen Gottes“ (S. 44).

In den drei Kapiteln des „Anhangs“ wird uns der Buchtitel auf besondere Weise durchsichtig. Das „dialogische Prinzip“ kennzeichnet Bubers Denken und Arbeit. Der Mensch ist für ihn „das gegenüber seiende Wesen“, gegenüber dem Du des Mitmenschen und dem Du Gottes.

In Davids Laube. Israeli Tales: Albert Langen-Georg Müller-Verlag. München o. J. 180 Seiten.

Die verblüffende Verschiedenartigkeit der vier Erzählungen vermag uns eine Ahnung zu geben ebenso von der Mannigfaltigkeit der Begabungen, die sich in Israel finden, wie der Menschentypen, Verhältnisse, Aufgaben und Probleme. Die englische Originalausgabe des Buches, 1956 in New York erschienen, trägt den Titel „Tehilla“ nach der Erzählung von Josef Samuel Agnon, dem berühmtesten der hier vertretenen vier Autoren. Agnon, 1888 in Galizien geboren, lebte einige Jahre in Deutschland. 1934 brachte der Schockenverlag in seinen Kleinen Bändchen die schöne Erzählung von Menasche Chajim (unter dem Titel „Das Krumme wird gerade“) heraus, die in Agnons Heimat spielt. Auch die legendenhaft schlichte und innige Erzählung von der greisen Tehilla in unserem Buch, dem Engel des Judenviertels im Jerusalem der Mandatszeit, ist von ergreifender Schönheit, nach Gehalt und Gestalt ein Kleinod der Erzählungskunst. Wie sehr Vergebung und die Bitte um Vergebung nötig und geboten ist, wird auf die eindringlichste Weise dargetan. Das Bild der ebenso weisen wie frommen und gütigen Greisin bleibt dem Leser unvergeßlich.

Von sehr anderer Art — realistisch, sarkastisch, gelegentlich derb — ist die Geschichte „In Davids Laube“ von Jizchak Schenhar, der ebenfalls ostjüdischen Ursprungs ist. Er zeigt einen bewundernswerten Mut, aktuelle heiße Eisen anzufassen. Die Erzählung spielt im heutigen Jerusalem, in einer kleinen Familienpension — „Davids Laube“ —, die am Stadtrand in der gefährlichen Nähe des Niemandslandes liegt. Unter den Einwanderern, die sich hier erholenderweise zusammenfinden, ist eine junge Frau, die sich in einer spannungsgeladenen Stunde als Christin bekennt, aber zugleich mit Leidenschaft darauf beharrt, Jüdin zu sein. Ihre Aussage löst unter den Pensionsgästen Unruhe und Unbehagen aus, bei einigen Empörung, bei anderen Nachdenklichkeit und Respekt. Der Autor selber bringt der stillen Bianca offensichtlich mehr Sympathie entgegen als der zum Judentum übergetretenen deutschen Offizierstochter Elischewa, die sich entrüstet von Bianca abwendet.

In der Liebesgeschichte vom Schäfer Awaschalom und seinem Hund von Jehuda Ya'ari werden wir in einen Kibbuz geführt, nebenher auch in das Zelt eines Beduinenscheichs. Es wird deutlich, daß das Hirtenidyll oder was sich so ansieht, keineswegs ein harmloses Schäferspiel ist oder bleibt. Auch und gerade nicht im Kibbuz.

Die letzte der vier Erzählungen hat in Chajim Hasas wieder einen Autor aus dem slavischen Osten. Die mehr oder weniger spürbare Ironie, mit der hier die Geschichte vom frommen Rebbe Meschel Jeschel, dem „Wanderer“ und seinem Esel erzählt wird, bringt den Leser in einige Verwirrung. Auf seinem Esel kauern und studiert der arme Handelsmann unterwegs mit schwärmerischer Inbrunst den Talmud. Als sein geliebter Esel verunglückt, begräbt er ihn unter einem Steinhaufen, der nach einer Weile von ahnungslosen Frommen, zuerst von Juden, dann von Arabern, als Prophetengrab verehrt wird. Als Rebbe Meschel den Irrtum aufdeckt, wird er als Lasterer grausam erschlagen und danach von seinen Landsleuten als Märtyrer gefeiert.

Leon Uris: Exodus. Roman. Aus dem Amerikanischen übertragen von H. E. Gerlach. München 1959. Kindler-Verlag. 827 Seiten.

Daß dieser dickleibige amerikanische Roman ein Bestseller geworden ist, kann man leider nicht begrüßen. Nicht allein seine literarischen Qualitäten sind allzu begrenzt.

Das Thema freilich — der Auszug der überlebenden europäischen Juden nach Palästina, der Aufbau des Staates Israel, der Kampf um die Freiheit — ist groß, wissenschaftlich und spannungsreich genug. Es in einem Romanwerk angemessen zu gestalten, übersteigt die Fähigkeiten des Autors trotz aller Begeisterung für die Sache, die ihn erfüllt. So packend und bewegend Uris manche Begebenheit zu schil-

dern weiß, so unerfreulich, so aufreizend einseitig, so flau und kitschig wirkt anderes. (Vgl. etwa das Zwiegespräch auf S. 569.) Vor allem erscheint die Grundstimmung des Buches — die Grundhaltung des Autors, muß man leider folgern — als so geartet, daß man schwerlich dazu Ja sagen kann.

Die Schwarzweißmalerei ist so offensichtlich, daß einem starke Zweifel am Sinn des Autors für Objektivität überhaupt kommen. Von Amerika und amerikanischem Wesen wird in geradezu verhimmelnden Tönen gesprochen, um alles Englische umso verworfener erscheinen zu lassen. Die Bildungs- und Wissenslücken des Autors verzerren im Bunde mit seiner Voreingenommenheit die Wirklichkeit und die Geschichte in peinlicher Weise. In der ausgezeichneten Besprechung des Buches von Kurt Löwenstein (in dem in Tel Aviv erscheinenden Mitteilungsblatt „Olej Merkasz Europa“, 1960, Nr. 15/16, S. 9 unter dem Titel „Der ‚falsche Exodus‘“) ist auf Einzelheiten hingewiesen. Hier sei nur noch folgendes angemerkt. Der Antisemitismus in den ostslawischen Ländern ist eine traurige Tatsache; Pauschalurteile aber sind immer ungerecht. Es geht nicht an, bei einem Vergleich von Widerstands- und Hilfsaktionen in Ost und West während der Hitlerzeit die ganz anders gelagerten Verhältnisse unbeachtet zu lassen und kein Wort darüber zu verlieren, welch mörderischem Druck Polen ausgesetzt war, schlimmer als jedes andere von den Nationalsozialisten besetzte Land.

Vom Chassidismus weiß er nicht mehr zu sagen, als daß er eine „Ausgeburd der Verzweiflung“ sei (vgl. S. 176). Sollte Martin Buber in den USA gänzlich unbekannt sein?

Religiöse Dinge werden in Uris Roman kaum berührt — das wäre nicht von Übel — aber wo sie bei Uris ins Spiel kommen, haben sie keine Substanz, wirken sie unecht.

Die in die Romanhandlung verwobenen bestsellerischen Liebesgeschichten sind für das Niveau des Buches besonders bezeichnend. Was an Würde fehlt, ist durch Sentimentalität ersetzt. Über die Sprünge der Psychologie kann man nur staunend den Kopf schütteln. Trotz oder neben allen lyrisch-gefühlvollen Partien gilt die Vorliebe des Autors aber den kriegerischen Szenen. Sie werden breit ausgemalt, um die Helden entsprechend hervortreten zu lassen. Ein Freund Israels kann nicht glauben, geschweige denn wünschen, daß diese „Helden“ die Leitbilder der israelischen Jugend wären oder würden.

Das Tagebuch des David Rubinowicz: Aus dem Polnischen übertragen von Wanda Bronska-Pampuch. Mit Anmerkungen und 4 Faksimile. Frankfurt a. M. 1960. S. Fischer-Verlag. 88 Seiten.

David ist ein zwölfjähriges jüdisches Kind aus dem kleinen polnischen Dorf Krajno im Bezirk Kielce. Der Ort hat eine jüdische Minderheit von sieben Familien. Davids Vater führte einen Milchladen. Der Junge beginnt sein Tagebuch (das aus Schulheften besteht) zunächst wohl aus Langeweile, vielleicht auch, um sich im Schreiben zu üben; er darf ja nicht mehr die Schule besuchen. „Wenn ich mich erinnere, wie ich zur Schule gegangen bin, kommen mir die Tränen“, klagt er. „Heute muß ich zuhause sein, darf nirgends hingehen.“

Die Eintragungen — in sorgfältiger Kinderschrift — reichen von März 1940 bis Juni 1942. Es sind schlichte kindliche Niederschriften, gerade in ihrer Einfachheit ein erschütternder Spiegel der Ereignisse oder richtiger: der von der deutschen Besatzungsmacht getätigten Maßnahmen, die das polnische Judentum von Woche zu Woche mehr einschnürten. Ghettos werden eingerichtet. Am 1. November 1941 berichtet David, daß „jeden, der herausgeht oder (unbefugt) hineingeht, die Todesstrafe erwartet . . . Das hat mich sehr traurig gemacht.“ Am 28. Dezember werden fünf Juden erschossen, weil jemand sie beschuldigt, sie hätten Pelze versteckt. Die Wochen vergehen „voll Furcht und Entsetzen“. Im Januar hören sie, daß auch die Juden in den Dörfern ausgesiedelt

werden, und warten nun Tag um Tag voll Angst, daß die Reihe an ihnen ist.

Davids Familie ist fromm; immer begleitete David den Vater ins Bethaus. „Wir haben uns schon der Gnade Gottes ergeben, sind zu allem mit offenen Armen bereit“, schreibt das Kind am 28. Februar.

Der jüdische Milchhändler ist bei den polnischen Nachbarn offenbar gut gelitten. „In unserm Dorf gibt es beinahe niemand, dem es nicht um uns leid tut“, trägt David am 10. März ein. „Nach dem Abendbrot sind viele Bauern zu uns gekommen . . ., denn morgen sind wir nicht mehr da. Als ich mir vorstellte, daß wir von hier fortgehen müssen, da mußte ich hinaus auf den Hof, weil ich so geweint habe, und dort stand ich mehr als eine halbe Stunde und schluchzte.“ Zunächst können sie alle zur Tante nach Bodzentyn kommen, wo sie nicht fremd sind und jeder sie gut behandelt, „wie Brüder“. Aber bald nehmen Angst und Grauen wieder überhand. Juden werden unterwegs totgeschlagen. Der Hunger wird immer ärger. Die grausamen Razzien mehren sich. „Jeder geht verängstigt herum und überlegt, wo er sich hier verstecken und einen sicheren Ort finden könnte. Aber wo kann man sich jetzt sicher fühlen?“ fragt David. „Überhaupt nirgends.“ Immer wieder Haussuchungen, Strafzahlungen, Beschlagnahme der wichtigsten Lebensgüter, Verhaftungen, Erschießungen. Der Vetter wird fortgeholt. Die Eltern von zwei kleinen Kindern gegenüber.

Alle Not hindert nicht, daß David sich eines Tages mit seinem Vater verzürnt und in seinem Tagebuch bittere Klage führt, sein Vater habe ihn „gar nicht gern.“ Einige Tage später aber wird der Vater zur Zwangsarbeit fortgebracht. Da weiß David wieder, was ihm sein guter Vater bedeutet. Seine Reue ist grenzenlos. Die jüdischen Männer werden auf Lastautos fortgeschafft. „Ich schluchzte laut, als sie nahe waren“, vertraut er dem Tagebuch an, „und rief: Papa, wo bist Du, ich will Dich noch sehen, und sah ihn auf dem letzten Wagen, weinend, ich sah so lange hin, bis er hinter der Biegung verschwand, und erst jetzt weinte ich laut und fühlte, wie sehr ich ihn liebe und er mich, und erst jetzt fühlte ich, daß das, was ich am 1. Mai geschrieben habe, daß er mich nicht liebt, eine Lüge ist . . . Wenn der liebe Gott gibt, daß er wiederkommt, werde ich nicht mehr so zu ihm sein. Sehr lange habe ich noch geweint . . . Das Teuerste, was wir in der Welt hatten, haben sie uns genommen, und dazu ist er noch krank.“ Von nun an dreht sich das Denken und Tun Davids und der ganzen Familie darum, dem Vater zu helfen und ihn frei zu bekommen. Herr Rubinowicz ist mit den andern jüdischen Männern nach Skarzysk geschafft worden, wo das Zwangsarbeitslager „Hasag“ eines deutschen Rüstungskonzerns aufgebaut wird. Aus den Anmerkungen erfahren wir, daß in diesem Werk in den zwei Jahren seines Bestehens 10 000 Menschen umgekommen sind, von 15 000 Juden, die hindurchgingen. Davids Vater war nur einen Monat dort. Am 1. Juni ist David außer sich vor Freude über die Rückkehr des Vaters und zittert zugleich vor Grauen über das, was der Vater von dem Lager berichtet. „Wenn einer nicht gut singt oder marschiert, bekommt er mit der Peitsche. Wecken ist um 4 Uhr früh, und um 5 Uhr nachmittags hören sie auf zu arbeiten. 13 Stunden darf man sich keine Minute hinsetzen, wer sich hinsetzt, der bekommt furchtbar . . .“

Die Eintragung vom 1. Juni 1942 ist die letzte in Davids Tagebuch; sie schließt mit dem Bericht von der Erschießung einer jüdischen Mutter und ihrer Tochter. Mitten im Satz bricht das Tagebuch ab. Wir wissen nicht, was David und seiner Familie in den folgenden drei Monaten begegnete. Aber wir wissen mit grauenvoller Sicherheit, daß man die gesamte jüdische Bevölkerung von Bodzentyn im September 1942 zu der 25 Kilometer entfernten Bahnstation Suchedniow trieb und von dort mit Tausenden jüdischer Menschen aus anderen Orten am Feiertag Jom Kippur in Viehwagen nach Treblinka brachte. Auch der kleine David hat in den Gaskammern von Treblinka den Tod gefunden.

Die fünf Schulhefte seines Tagebuches entdeckte ein polnischer Nachbar in der ausgeraubten Wohnung der Familie